

Verstrickt im Föderalismus? – Kulturförderung in kleinen Kantonen. Über Vorurteile, Grenzen und fehlenden Mut

Anja Nora Schulthess

In: Kultur-Journal Nidwalden
Obwalden, Nr. 6, Dezember 2023

Kulturförderung scheitert notwendigerweise am Anspruch, es allen recht zu machen. Föderalistische Strukturen und besondere politische Ausgangslagen tragen dazu bei. Ein Gespräch mit Kulturschaffenden und Förderinnen und Förderern über Besonderheiten der Kulturförderung in Obwalden und Nidwalden, über die «Kulturhauptstadt» Luzern, den Lokalpatriotismus in den Medien und die Frage, wo der Stolz über das hiesige Kulturschaffen geblieben ist.



Rhoda Davids Abel, «Rx True Form». International Performance Art Giswil.
Foto LeeLi | Photography 2023, CC BY NC SA 4.0

Als von Zürich nach Luzern zugewanderte Autorin und Journalistin wurde mir schnell klar, dass in Luzern im Vergleich zu Zürich ganz andere Voraussetzungen für Kulturförderung gelten. Die Konkurrenz ist kleiner, man kennt sich, mit der Zeit weiss man, welches Gesuch bei wem auf dem Tisch landet und wo man anrufen muss, um sich zu informieren. Und das Kulturleben ist für den überschaubaren Raum beachtlich. Nichts als Vorteile also – zumindest auf den ersten Blick. Auf den zweiten beschleicht einen das Gefühl, dass das hiesige Kulturschaffen einer Nabelschau gleicht mit den immergleichen Namen und Institutionen.

Fördergefässe, Zulassungsbedingungen und Dossier-Anforderungen in der Zentralschweiz sind so divers und unübersichtlich wie ein Gemischtwarenladen. Bei meiner ersten Anfrage für die Teilnahme an einem Zentralschweizer Wettbewerb verwies man auf den vermeintlichen «Fördertourismus», liess mich dann aber nach ausführlicher Begründung (als Mutter zweier zum Teil bereits eingeschulter Kinder werde ich kaum für ein paar Tausend Franken Projektbeiträge alle paar Jahre umziehen) schon nach zwei statt drei Jahren Wohnsitz in Luzern am Wettbewerb teilnehmen.

Wieso eigentlich, fragte ich mich auch, hat Luzern (Stadt und Kanton) keine eigene Kulturförderung? Warum ist das Literaturhaus in Stans und weshalb sind dort bei Kulturveranstaltungen so wenige Luzernerinnen und Luzerner anzutreffen? Gilt Luzern zu Recht als Kulturhauptstadt der Zentralschweiz? Um mir einen Überblick zu verschaffen, habe ich mit Zentralschweizer Kulturschaffenden und in der Kulturförderung tätigen Personen gesprochen.

Volkskultur

Man muss, wenn man über Kulturförderung spricht, zunächst den Begriff «Kultur» genauer betrachten. Was selbstverständlich klingt, ist es nicht unbedingt und wird gerade in ländlicheren Regionen oft breiter ausgelegt als in urbanen Räumen. Volkskultur, Vereinskultur, Laienkultur. Was oft despektierlich klingt, ist jedoch ein zentrales Element des Kulturschaffens, gerade in ländlichen Regionen. So auch in Obwalden und Nidwalden, wo Musikvereine, Chöre oder Laientheater besonders wichtig sind für die lokale Kulturlandschaft. In Nidwalden gebe es mehr Theatergesellschaften als Gemeinden, sagt Stefan Zollinger, Leiter des Amts für Kultur des Kantons Nidwalden. Diese Laienkultur sei oft privatfinanziert und funktioniere nur aufgrund ehrenamtlicher Arbeit. Der Kanton unterstütze lediglich mit kleinen Beiträgen. «Wir fördern so, ohne die Vereine vom Staat abhängig zu machen», sagt Zollinger. Überhaupt gebe es einige Unterschiede zur Förderung in Luzern. Nicht nur werde mehr Volks- und Laienkultur berücksichtigt, sondern es gebe auch keine Spartenkommission, man pflege einen offenen, transdisziplinären Kulturbegriff, so Zollinger.



Emma Bertuchoz (Bild), Thilda Bourqui, Kairaan Kika, Xafya, «Les Sabottes». International Performance Art Giswil. Foto LeeLi | Photography 2023, CC BY NC SA 4.0



Anne Sylvie Henchoz & Deirdre O'Leary, «River as Space». International Performance Art Giswil. Foto Lena Eriksson 2023, CC BY NC SA 4.0

Wie aber steht es um das professionelle Kulturschaffen und kann man überhaupt von Abhängigkeiten sprechen, wenn man sich die Beträge (je rund 450'000 Franken), die für Obwalden und Nidwalden jährlich für die Kulturförderung zur Verfügung stehen, anschaut? Funktioniert das professionelle Kulturschaffen ohne private Stiftungen und Gönnerinnen und Gönner überhaupt?

Heimatbonus?

Corinne Odermatt, Bildende Künstlerin aus Stans, sieht sich selbst in einer privilegierten Situation, da sie kontinuierlich auf Förderung zählen konnte. Aufgrund der Tatsache, dass es in Nidwalden weniger professionelle Kulturschaffende gebe, sei es viel einfacher, an Fördergelder zu kommen, als etwa in Luzern oder Zürich, sagt die Künstlerin, die seit knapp drei Jahren in Luzern lebt. Gerade die Atelierstipendien sieht sie als grosse Chance,

von der sie schon in jungen Jahren mit einem Aufenthalt in New York profitieren konnte. Zudem ist die Kulturförderung in Obwalden und Nidwalden bezugsgebunden, das heisst, man muss nicht in den Kantonen wohnen, um Gelder zu beantragen. Ein grosser Vorteil also.

Ihrem Heimatort fühlt sich Odermatt sehr verbunden und sie ist durch kontinuierliches Arbeiten und kulturelles Engagement in Nidwalden präsent. Grundsätzlich ist sie mit der Situation sehr zufrieden und findet, man sei in der Schweiz generell recht verwöhnt im Vergleich zu anderen Ländern. Dennoch ist auch Odermatt auf andere «Töpfe» angewiesen, etwa ihre Ausstellung *Longing to Belong* im Nidwaldner Museum und die dazugehörige Publikation kann sie nur dank dem Werkjahr der Frey-Näpflin-Stiftung realisieren. Private Gelder seien oft freier, private Stiftungen weniger zurückhaltend mit der Geldvergabe, meint sie. Dies habe vermutlich aber auch politische Gründe. Die breite Förderung begrüsst sie, der Ort sei zu klein und die Mittel zu beschränkt, als dass man gezielt fördern könne, meint sie. «Kultur ist relevanter auf dem Land als im urbanen Raum, wo das Angebot sowieso schon gross ist», sagt Odermatt.

Auch die Filmemacherin Thaïs Odermatt profitiert von dem sogenannten «Heimatbonus». Dadurch, dass die Nidwaldnerin in Luzern lebt und arbeitet und eine Produktionsfirma in Zürich ihre Filme produziert, ist sie in drei Kantonen für Eingaben berechtigt. Dies ist jedoch gerade im Bereich Film auch nötig, wo ein Projekt meist mehrere Jahre in Anspruch nimmt und dementsprechend mehr Ressourcen benötigt. «Für einen Film braucht man die besten Kamerapersonen, Editorinnen, Animatorinnen, Musikerinnen ... und das kostet alles enorm viel Geld», sagt Odermatt. Man ist also sowieso gezwungen, mehrere «Töpfe» anzuzapfen. Thaïs Odermatt ist mit der Förderungssituation insgesamt zufrieden. Auch der breite Kulturbegriff stört sie nicht, im Gegenteil: «Man muss fördern, was den Leuten entspricht, viel Volkskultur soll durchaus Platz haben.» Jedoch findet auch sie, dass das öffentliche Geld für Kultur recht spärlich ausfällt und generell erhöht werden solle. Weiterhin hofft sie auf die Zentralschweizer Filmstiftung, die im Frühjahr 2022 allerdings bereits zum dritten Mal von den Regierungsräten der sechs Kantone abgelehnt worden ist. Mit dieser könnten Gelder gebündelt werden und auch der Aufwand der Prüfung sehr umfangreicher Dossiers könnte somit in Grenzen gehalten, Prozesse beschleunigt werden.

Aus zwei verschiedenen Perspektiven sieht der Bildhauer und Künstler Rochus Lussi die bezugsorientierte Kulturförderung. Als Künstler, der in Stans wohnt und arbeitet, schätzt er die kurzen Wege, die einfachere Logistik und Materialbeschaffung sowie den direkten Kontakt mit Leuten. Lussi ist ein äusserst aktiver Künstler, man kennt ihn und schätzt ihn. Gleichzeitig könne die Kulturförderung die eigene Aktivität auch hemmen, meint Lussi. Schnell einmal heisst es, «immer derselbe». Auch wenn der Künstler bis auf ein aktuel-



Piotr Urbaniec, «Transverse wave, 80m, Giswil». International Performance Art Giswil. Foto LeeLi | Photography 2023, CC BY NC SA 4.0

les Buchprojekt länger keine Gesuche eingereicht hat, erscheint sein Name indirekt doch bei Gesuchen von Museen oder Galerien. «Sauhäfeli, Saudeckeli», wird da schnell einmal voreilig gerufen. Lussi hat sich jedoch über die Jahre eine Situation geschaffen, in der er sich ein entspanntes Verhältnis zur Kulturförderung leisten kann, ohne «ständig auf dem Zahnfleisch zu laufen». Das sei natürlich anders jetzt mit 58 als mit 35, meint Lussi, der zu einem grossen Teil von Auftragsarbeiten wie Kunst- und Bau-Projekten, Käufen von Sammlerinnen und Sammlern oder Gagen von Galerien seinen Lebensunterhalt bestreitet. Er habe begonnen, unternehmerisch zu denken und seine Projekte so zu planen, dass sie realistisch seien und finanziell genug abwerfen würden, um davon leben zu können. Dabei seien jedoch Alter, Bekanntheit und Kunstsparte matchentscheidend.

«Niemand hat Zeit»

Lussi kennt auch die andere Perspektive, war er doch acht Jahre Mitglied der Kulturkommission in Nidwalden. Diese Erfahrung hat er in guter Erinnerung, und er hebt positiv die flachen Hierarchien und vor allem den direkten Austausch mit Politikerinnen und Politikern und Kunstschaffenden hervor, den er aktiv gepflegt hat. Gerade diesen Kontakt vermisst er jedoch nun in der Rolle als Künstler. Oft sei die Kommission, die eigentlich als Gehör des Kulturschaffens funktionieren müsste, wenig präsent an Veranstaltungen oder Vernissagen. Die Auseinandersetzung der Kommissionmitglieder mit den betreffenden Künstlerinnen und Künstlern und den jeweiligen Projekten findet Lussi «etwas dürftig». «Niemand hat Zeit», konstatiert er und wünscht sich gezielte Aktivitäten und Veranstaltungen, die diesen Austausch pflegen und fördern.

Den mangelhaften Austausch, sowohl unter Kulturschaffenden wie auch zwischen Künstlerinnen, Künstlern und Kommissionen, beobachtet auch die Nidwaldner Journalistin Jana Avanzini. Gerade in Nidwalden gebe es sehr viele Einzelkämpfer, denen die Energie, abgesehen vom eigenen Output, oft fehle, sagt Avanzini. So hätten sich auch die beiden grössten Theatervereine in Stans lange gegenseitig eher Steine in den Weg gelegt anstatt Synergien genutzt. Mehr Austausch oder gar eine Art IG Kultur für Nidwalden und für Obwalden wäre wichtig. Nicht zuletzt um Druck auf die Politik auszuüben, wichtige Themen auch auf lange Sicht anzubringen, dafür fehle oft einfach Zeit und Energie, meint Avanzini. Das sei schade, gerade dort, wo Kultur nicht nur über professionelle, bezahlte Arbeit, sondern zu einem grossen Teil als soziale Community über ehrenamtliche Arbeit funktioniere.

Komplexe Förderstrukturen

Auch Anna Balbi, lange im Nidwaldner Kulturleben aktiv und heute in Luzern im Stiftungswesen tätig, hebt das Soziale und die Vereinskultur als Besonderheit von Obwalden und Nidwalden hervor. Die Kulturszene sei stark personengeprägt und weniger institutionell wie in Städten. Der Vorteil sei, dass man sich kenne, schneller Kontakt zu den richtigen Personen herstellen und somit auch einfacher und schneller einmal ein Projekt umsetzen könne. Nichtsdestotrotz scheinen Ressourcen für mehr Zusammenarbeit über das eigene Projekt und den eigenen Verein hinaus zu fehlen, und der Kontakt zwischen Ämtern und Stiftungen zu den Künstlerinnen und Künstlern sei vielleicht auf die bereits bekannten Gesichter beschränkt.

Oft liege es auch am Unwissen über Strukturen, meint Thomas Gisler, der für das Migros-Kulturprozent in der Zentralschweiz tätig ist. Oft seien

die Anlaufstellen unklar oder das fehlende Selbstwertgefühl, gerade im Bereich Laienkultur, Sorge für Hemmschwellen. Dies beobachtet auch Fabian Christen alias «Hefe», Mischer der Band «Jolly and the Flytrap» und treibende Kraft des Gasthaus Grünenwald und des beliebten Festivals «Halt auf Verlangen». «Viele Kulturschaffende geben gar nicht ein, weil sie denken, es werde nur Hochkultur gefördert», sagt Christen. Bei der Vermittlung zwischen Förderstellen und Kultur gäbe es also Luft nach oben. Abgesehen von Unwissen, Hemmschwellen und fehlender Kapazität sieht Hefe jedoch noch einen weiteren Grund dafür, dass viele sich scheuen, ein Gesuch beim Kanton einzureichen: Stolz und Autonomie-Anspruch. Gerade im Bereich Volks- und Vereinskultur möchten viele nicht abhängig sein von öffentlichen Geldern, so Christen.

Zum Austausch zwischen Kulturverwaltung, Kunstschaffenden und Bevölkerung gehört nicht zuletzt auch gegenseitiges Verständnis. Corinne Odermatt spricht jenen Mythos an, der sich so hartnäckig über das Künstler-Dasein hält. Oft fehle das Wissen um den grossen Administrations- und Dossier-Aufwand, den man als Künstlerin betreiben müsse. Dieser nehme einen grossen Teil der Zeit ein, bevor man die eigentlich kreative Arbeit überhaupt umsetzen könne. Von Zeit für politisches Engagement neben Kunst und Geldbeschaffung ganz zu schweigen. Dies betont auch Thaïs Odermatt und meint, gerade als Mutter und Künstlerin habe man kaum Zeit, sich auch noch für politische Anliegen einzusetzen. Für Eltern oder Alleinerziehende bräuchte es eine Lobby und Fördergefässe und flexible Atelierstipendien, die mit Familie vereinbar seien, meint Odermatt. Gewisse Stiftungen machen es vor. So etwa das «Atelier X» der Albert Koechlin Stiftung, welches einem erlaubt, den Ort für einen Atelieraufenthalt selbst zu bestimmen.

Geduldet statt geschätzt

Das fehlende Verständnis für die Arbeit von Künstlerinnen und Künstlerin bzw. der Mythos des privilegierten Weltenbummlers, der oder die von öffentlichen Geldern lebend dem kreativen Müsiggang frönt, mag die Tatsache befördern, dass man Kunstschaffenden nicht selten mit Argwohn begegnet. Gerade in ländlichen Regionen fehle oft der Stolz auf hiesige Künstler, meint Rochus Lussi. Dies habe auch mit dem Selbstverständnis zu tun. Gerade dort sieht er Kulturkommissionen, die im direkten Austausch mit Politikerinnen und Politikern sind, in der Verantwortung. Mehr direkter Kontakt mit den Menschen, so ist Lussi überzeugt, könnte auch das Eis zwischen Kunst, Bevölkerung, Politik und Privatwirtschaft brechen. Nicht selten profitieren private Geldgeber vom Prestige des Kunstschaffens und tragen zur Akzeptanz in der Bevölkerung bei und schaffen eine Grundlage für eine Ermöglickungskultur. Standortmarketing ist in diesem Sinne denn auch kein Fluchwort, sondern Argument, um auch andere Bevölkerungskreise davon zu überzeugen, dass interessante Kunst einen Kanton oder eine

Region insgesamt bereichert. Man müsse, so Lussi, unternehmerisch argumentieren, um die breite Bevölkerung und diverse politische Lager zu überzeugen. Obwohl Lussi insgesamt zufrieden ist mit der kantonalen Kulturförderung, wünscht er sich mehr Mut – Mut zur Unterstützung grösserer oder langfristiger Projekte und zur Debatte über die Erhöhung von Kulturgeldern aus öffentlicher Hand. Aktuell stammen die meisten kantonalen Kulturgelder aus dem Lotteriefonds, in Nidwalden etwa werden lediglich die grössten Institutionen mit Geldern aus dem ordentlichen Budget unterstützt.

Stadt, Land, Räume

Auf Nachfrage, was mehr Mut in der Förderung konkret heissen könnte, schlägt Lussi vor, man könnte etwa Räume zur Verfügung stellen beziehungsweise selbst Land und Immobilien erwerben. «Wenn es ums Wirtschaftliche geht, wirst du als Künstler oft nicht ernst genommen, da spürt man das Kleinkarierte», sagt Lussi und verweist auf die geringe Chance, selbst für Immobilien oder Land zu bieten. Da müsste man sich zusamm tun, fügt er hinzu. Das Bereitstellen von günstigen Räumen, Abbruchobjekten und Zwischennutzungen, das wäre eben auch Teil der Kulturförderung, meint Lussi. Auch Thaïs Odermatt verweist auf Räume und Atelierförderung: Eine Art Gelbes Haus (Atelierhaus mit Arbeitsplätzen und Wohnmöglichkeit in Luzern) für Stans zum Beispiel wäre toll. Fabian Christen hält die Langzeitperspektive für interessant. Man könnte vermehrt in Leute oder ein allgemeines Klima investieren, damit Leute angezogen werden. Christen verweist im Gespräch etwa auf Frankreich, wo man den Comic zur fünften Kunst gemacht und gezielt gefördert hat, sodass Frankreich im Bereich Comic international führend ist. Das sei natürlich mit föderalistischen Strukturen nicht machbar, wendet er ein. Auch das Kulturförderungsgesetz, das einer breiten Kulturförderung verpflichtet sei, entspreche nicht unbedingt einer Langzeit-Schwerpunkt-Strategie. Da sei eine Balance nötig, meint Christen. Neben mehr Mut zu grösseren Projekten, Langzeit-Strategien und mehr Druck auf die Politik, die von allen Gesprächspartnern tendenziell als besitzstandswahrend und konservativ wahrgenommen wird, äussern alle den Wunsch nach mehr Vernetzung, Austausch und Zusammenarbeit.

Die konservative politische Situation sei mitunter auch ein Grund, warum sich viele Kunstschaffende weg in die Stadt bewegen, meint Jana Avanzini. Ob nun Luzern, Zürich oder Berlin, es gehe wohl eher um einen Stadt-Land-Graben. Dieselben Unterschiede finde man auch zwischen Stadt Luzern und Kanton Luzern, meint Anna Balbi. Die anderen Gesprächsteilnehmerinnen sehen das ähnlich. Im Übrigen, fügt Corinne Odermatt hinzu, gebe es Bubbles überall, und auch Luzern sei ein zwar vielfältiges Kulturkarussell, welches sich aber um sich selber drehe. In Stans sei das genau so oder noch schlimmer, das sei manchmal schön, aber auch etwas langweilig, meint Odermatt, die gerne viel und an verschiedenen Orten unterwegs ist.



Moe Satt, «Nothing But Fingers». International Performance Art Giswil. Foto LeeLi | Photography 2023, CC BY NC SA 4.0

Stadt-Land-Graben

Es ist die ewige Diskussion um den Stadt-Land-Graben, die auch die Kulturförderung tangiert. Gerade mit Blick auf den Kulturlastenausgleich, wo kleinere Kantone Gelder an grössere bzw. urbane Regionen mit einem breiteren Kulturangebot abgeben, stellt sich abermals die Frage, wie man mehr (städtisches) Publikum zu Veranstaltungen und Ausstellungen in ländlichen Gebieten bringt. Das sei schon eine unsichtbare Grenze, meint Anna Balbi, wenn auch der Weg nach Stans von Luzern mit dem ÖV nicht länger sei als der Fussweg vom Bahnhof zum Südpol. Der Horizont der Städter höre bald einmal auf, meint auch Thomas Gisler. Gerade deshalb sei es so wichtig, auf eigenständige Dinge zu setzen, die es in der Stadt nicht gebe. Beim Migros-Kulturproduzent fördert man neu gezielt Theaterprojekte, aktuell etwa «Herzstücke», bei denen professionelle Theaterschaffende aus der Stadt Projekte auf dem Land umsetzen. Angestrebt werde, solche Projekte auch in der Musik zu fördern, um die Zusammenarbeit zwischen Kulturschaffenden aus ländlichem und aus urbanem Raum zu begünstigen.

Natürlich gebe es Reizüberflutung und tendenziell eine Übersättigung in der Stadt, meint auch Rochus Lussi. Jedoch dürfe man nicht bei dieser Argumentation stehen bleiben. Lussi plädiert für einen Mix zwischen lokaler und überregionaler Kunst, die es vermag, Reize zu setzen und Leute anzuziehen, ohne auszustellen oder zu veranstalten, was man auch in Zürich, Basel oder Bern sehen kann. Ein Beispiel dafür war etwa die Ausstellung zu Annemarie von Matt im Nidwaldner Museum, zu der viele Leute aus diversen Orten nach Stans kamen. Es brauche also eine sensible Programmierung und Personen mit einem Gespür für die richtige Balance, eine Kompetenz, der gerade auswärtige Gastkuratorinnen und Gastkuratoren oft nicht gewachsen seien.

Doch auch die Medien wären in der Pflicht, (über-)regionales Kunstschaffen nicht nur in den Regionalteilen zu behandeln, ist doch auch der Kulturjournalismus ein Förderer, Vermittler und Ermöglicher für Kultur und deren Wertschätzung in der Bevölkerung.

Bildet Banden!

Nach diesen wertvollen Gesprächen ist mir als Kulturjournalistin, Autorin, Mutter und Wahl-Luzernerin vor allem klar geworden, dass der Kampf um und für die Kultur weniger derjenige zwischen konkurrierenden Kulturschaffenden mit unterschiedlichen Privilegien und ortsbezogenen Förderbedingungen ist, sondern der Kampf für Kultur im weiten Sinn überhaupt, gegen den Konservatismus, gegen neoliberales Denken und gegen eine Gesellschaft, die Kultur hintenanstellt, wenn sie nicht auf den ersten Blick Profit bringt. Als föderalistisch funktionierendes Land ist der Entscheid, ob man mittels niedriger Steuern einkommensstarke Personen anzieht oder auf eine verbindende und lebendige Kultur setzt und damit kulturaffine Personen und Besucherinnen

und Besucher für eine Region gewinnt, ein politischer. Kultur fördert man, nun in einem breitmöglichsten Verständnis, aber auch, indem man Banden bildet, um Räume kämpft, Synergien nutzt, Ressourcen vermittelt, Lobbys gründet, den Austausch pflegt, über sie berichtet und ihr Zeit schenkt – über den Verein, das Dorf, die Stadt, den Kanton hinaus. Im Idealfall von allen Richtungen her in alle Richtungen, unter Berücksichtigung verschiedener Mittel und Voraussetzungen.

Ein grosses Gemeinschaftsprojekt – Porträt der Galerie Stans

Amélie Joller

Am 15. Januar 2022 eröffnete die Galerie Stans mit einem Paukenschlag. In der ersten Ausstellung wurden Werke der Video-Künstlerin Judith Albert gezeigt und die Galerie wurde gleich schweizweit bekannt. Diesem Paukenschlag sollten bis Ende 2023 elf weitere folgen: Jedes Jahr sechs Ausstellungen hat das Siebner-Team, bestehend aus Madeleine Büchel, Ruedi Büchel, Brigitte Schön, Urs Sibler, Yvonne Siegwart, Giorgio Späni und Ursula von Matt, bisher auf die Beine gestellt. Höchste Zeit für ein Porträt der Galerie im Herzen von Stans.



Das Leitungsteam der Galerie Stans von links nach rechts: Urs Sibler, Yvonne Siegwart, Brigitte Schön, Ruedi Büchel, Madeleine Büchel, Ursula von Matt und Giorgio Späni. Foto: Christian Hartmann.

«Nichts ist im Lot»

Das sogenannte Flury-Haus ist der letzte Zeuge der Handwerkerhäuser des 19. Jahrhunderts in der «Teifi» von Stans. 2016 suchte die Höfli-Stiftung für das 1874 erbaute Wohn- und Werkstatthaus eine neue Nutzung. Urs Sibler, der ehemalige Leiter des Museums Bruder Klaus in Sachseln, gab die Idee einer Galerie für zeitgenössische Kunst ein. 2017 erfolgte der Zuschlag und langsam begann sich das Galerie-Stans-Team zu finden. 2020 konnte mit dem Umbau begonnen werden, der nicht nur die historische Substanz des Hauses bewahren und hervorheben, sondern auch auf die Bedürfnisse der zukünftigen Galerie reagieren

sollte. Das Flury-Haus wurde schonend renoviert: Zugemauerte Fenster wurden geöffnet, Böden und Wände saniert und ein Licht- und Farbkonzept realisiert. Dabei entstanden auf zwei Stockwerken sechs unterschiedliche Ausstellungsräume.

Die Galerie Stans ist mit ihren historischen Räumen alles andere als ein White Cube: Im unteren Stockwerk befinden sich ein ehemaliger Werkstatttraum, eine kleine Stube mit Fischgratparkett und ein schmales Zimmer mit schwarzen Wänden. Die Böden, Decken und Wände sind wohl in keinem Raum des kleinen Hauses gerade. «Nichts ist im Lot», beschreibt Urs Sibler das historische Gebäude, «und das macht alles so spannend.» Auch bei den Künstlerinnen und Künstlern, die in der Galerie ausstellen, stossen die Räume auf Anklang. Sie reagieren darauf und teilweise entstehen sogar ortsspezifische Werke und Installationen. Auch der Aussenraum, der Vorgarten und der Innenhof, wird den Kunstschaffenden als Ausstellungsfläche zur Verfügung gestellt. Gerade installativ und skulptural arbeitende Kunstschaffende bespielen diesen Raum gerne. So projizierte Judith Albert eine Arbeit auf die gesamte Aussenfassade, oder Maya Bringolf stellte ihre zusammengeschmolzenen Monoblockstühle auf dem Rasen vor dem Haus aus. Es entsteht so eine Öffnung der Galerie zur breiten Öffentlichkeit und auch Vorbeispazierende werden auf die Kunst aufmerksam.

Konsens und Synergien

Das Siebner-Team, das die Galerie Stans leitet, besteht aus Personen mit unterschiedlichen beruflichen Hintergründen. Alle sind bereits pensioniert, sie hatten jedoch Lust auf ein weiteres unternehmerisches Projekt und den Wunsch, die Kulturlandschaft mitzuprägen: «Wir wollen schweizweite Beachtung», beschreibt Urs Sibler die Ambitionen des Leitungsteams. Gemeinsam verfügen sie über ein breites Netzwerk in der Kunstwelt, über das sie unter anderem auch ihre Ausstellungen organisieren. Das Team will sich dabei nicht auf eine Kunstsparte festlegen, sondern ein möglichst breites Programm anbieten. So wurden bereits Malerei, Fotografie, Videokunst, Skulpturen und Installationen gezeigt. Die Wahl der Künstlerinnen und Künstler, die in der Galerie ausgestellt werden, verläuft immer nach Konsens. Die Hauptverantwortung für die Ausstellungen wechselt, aber alle haben ihre Rolle und tragen zum Gelingen bei. So betreuen auch alle Mitglieder des Leitungsteams jede Ausstellung und müssen sich somit mit allen gezeigten Kunstschaffenden auseinandersetzen.

Der Einsatz des Leitungsteams ist ehrenamtlich. Da die Galerie nicht kommerziell ausgerichtet ist, kann sie nur auf diese Weise funktionieren. Sie kann zudem auf professionelle Unterstützung in der Grafik, der Ausstellungsfotografie, im Druck und in der Kommunikation zählen. Auch zahlreiche Aussenstehende, Gönner und Gönnerinnen tragen zum Bestehen der Galerie bei. «Auf diese Unterstützung sind wir angewiesen», sagt Urs Sibler. Kantonale Kulturförderung erhält die

Galerie nur in indirekter Form, indem der Kanton immer wieder Werke aus den Ausstellungen ankauft.

Es werden auch Synergien und Zusammenarbeiten angestrebt; ein Mal pro Jahr wird eine Ausstellung von externen Kuratorinnen und Kuratoren umgesetzt. 2024 spannt die Galerie mit dem Nidwaldner Museum und den Stanser Musiktagen zusammen: Im Museum und in der Galerie werden Werke des Bildhauers Roland Heini gezeigt. Für die Musiktage gestaltet derselbe Künstler Objekte. Durch solche Zusammenarbeiten werden institutionelle Grenzen aufgehoben. Stans präsentiert sich als Kulturort, in dem die Institutionen sich nicht als Konkurrenz, sondern als Partner und Ergänzung betrachten. Die Galerie Stans ist somit ein grosses Gemeinschaftsprojekt, das von verschiedensten Personen und Institutionen getragen wird. Alle vereint dabei der Wunsch, Kunst und Kultur zu fördern und zu vermitteln.

Das Jahr 2024 beginnt in der Galerie Stans mit einer Ausstellung der Künstlerin Mireille Gros und dem Florist Cyrill Bergmann, der floral auf die Werke der Künstlerin reagiert (17. Februar bis 24. März 2024). Im April wird die Ausstellung Roland Heini eröffnet (6. April bis 12. Mai 2024). Das ganze Jahresprogramm 2024 der Galerie Stans wird durch das Thema Dialog geprägt.

Preisträgerin des Werkjahrs 2024 der Frey-Näpflin-Stiftung

Amélie Joller

Die Künstlerin Maude Léonard-Contant erhält das Werkjahr 2024 der Frey-Näpflin-Stiftung.



Maude Léonard-Contant, Foto: Karin Salathé

Das Werkjahr der Frey-Näpflin-Stiftung und des Kantons Nidwalden ist mit 50'000 Schweizer Franken dotiert. Zusätzlich folgt 2025 eine Ausstellung mit Publikation im Nidwaldner Museum, die das künstlerische Schaffen und die Arbeiten, die während des Werkjahrs entstanden sind, abbilden.